

Tobias Schulte

Zum 75. Todestag von Dietrich Bonhoeffer

Das Jahr 2020 steht spätestens mit dem Monat März ganz unter dem Zeichen der Corona-Pandemie. Ein kleines Virus legt die Welt lahm und sorgt für eine urplötzliche und unerwartete Entschleunigung. Dennoch darf nicht in Vergessenheit geraten, was auch zu diesem Jahr gehört: Vor 75 Jahren endete der Zweite Weltkrieg. Die Bilder mit den oftmals zerschundenen Leibern von Inhaftierten in den Konzentrationslagern gehören wohl zum dem schrecklichsten, was die deutsche Geschichte hervorgebracht hat.

Am 09. April 1945 – und damit fast auf den Tag genau einen Monat vor der bedingungslosen Kapitulation des NS-Regimes – wurde Dietrich Bonhoeffer, evangelischer Theologe und Pfarrer der Bekennenden Kirche, ermordet. Er fand seinen Tod am Galgen, nachdem er am 08. April 1945, wohl noch auf Geheiß von Adolf Hitler, aufgrund seiner Teilnahme am Widerstand des 20. Juli 1944 zum Tode verurteilt worden war.

Es ist – ohne Frage – das beeindruckende Lebenszeugnis, das gelebte Christsein bis zum Äußersten, das Dietrich Bonhoeffer bis heute berühmt macht. Vor Augen steht ein Mann, der seinen Glauben ernst genommen und die damit verbundenen Konsequenzen getragen hat. Bei all dem darf aber nicht übersehen werden, dass Bonhoeffer auch als Theologe zu einem der überzeugendsten Vertreter seiner Zunft gehört.

Zugegeben: Man vermisst bei ihm einen stringenten systematischen Entwurf, wie ihn z.B. Karl Barth vorgelegt hat. Rast- und ruhelos hat er sich immer wieder in das tagesaktuelle Geschehen geworfen. Seine „Ethik“, die er noch während seiner Gefangenschaft in Tegel als ein Lebenswerk verstanden hat (vgl. z.B. DBW 8, S. 188.), ist an ganz unterschiedlichen Orten entstanden. Sie ist nie zu einem Ganzen geworden; vielmehr sind es Fragmente geblieben und sie lassen bis heute einen ungeahnten Interpretationsspielraum zu. Es sind also theologische Reflexionen, die nicht in einem abstrakten Raum entstanden sind, sondern die stets vor dem Hintergrund eines Bestrebens der „Verheutigung“ des Glaubens zu lesen sind: Keinesfalls war damit freilich von seiner Seite intendiert, den Glauben einfach im Heute „aufgehen“ zu lassen, sehr wohl aber war es sein Ziel, den christlichen Glauben als zumindest nicht vernunftwidrig auszuweisen. Noch im Angesicht des nahenden Todes sah er sich, wie er in einem Begleitbrief an seinen Freund E. Bethge zum „Entwurf für eine Arbeit“ schreibt, dazu „verpflichtet“, „in die freie Luft der geistigen Auseinandersetzung mit der Welt“ zu treten, auch auf die Gefahr hin, „anfechtbare Dinge zu sagen, wenn dadurch nur lebenswichtige Fragen aufgerührt werden“ (DBW 8, 555.). Es ist diese Überzeugung, die Bonhoeffer dazu angetrieben hat, sich konsequent auf die Neuzeit einzulassen und zu prüfen, worin unter gegenwärtigen

tigen Denkbedingungen und unter Beachtung der Autonomie menschlicher Freiheit die Sinnhaftigkeit des Glaubens an den offenbar gewordenen Gott besteht.

Damit aber sind bereits wesentliche Bausteine seiner Theologie in Anschlag gebracht. Berühmt ist er bis heute für seine in Tegel getroffenen Aussagen zu einer „mündig gewordenen Welt“: Bonhoeffer äußert die These, „einer völlig religionslosen Zeit entgegen[zugehen, denn:] die Menschen können einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein“ (DBW 8, S. 402, 403.). Der Mensch kann von seinem Selbstverständnis her also nicht mehr so glauben, wie dies noch Generationen vor ihm möglich war. Für das Christentum resultiert daraus der Anspruch, sich unter stets verändernden gesellschaftlichen resp. historischen Voraussetzungen bewähren und neu ausbuchstabieren zu müssen, um so von bleibender Relevanz für das gelebte menschliche Leben zu sein.

Bonhoeffer spricht in diesem Brief von der „Mündigkeit“ bzw. der „menschlichen Autonomie“: Diese Formulierung greift er in der Folgezeit regelmäßig auf; dabei wird diese Entwicklung von ihm aber keinesfalls verworfen, sondern vielmehr dezidiert positiv beurteilt. Die „Bewegung in der Richtung auf die menschliche Autonomie“ beginnt dabei, so Bonhoeffer, im 13. Jahrhundert und ist in der heutigen „Zeit zu einer gewissen Vollständigkeit gekommen“ (DBW 8, S. 476.). Kennzeichen dafür ist die Tatsache, dass immer mehr menschliche Lebensbereiche von diesem Prozess betroffen sind und dem Menschen dazu verhelfen, das Leben mündig, d.h. unabhängig von ihm von außen normierenden Instanzen zu gestalten (vgl. DBW 8, S. 476 S. 530ff.). Von dieser – zu Bonhoeffers Zeit auch reflexiv bewusst gewordenen – Lebenseinstellung macht der Mensch Gebrauch, d.h. er gestaltet sein Leben faktisch autonom. Schließlich ist auch der Glaube an die menschliche Leistungsfähigkeit ungebrochen, d.h. „Fehlentwicklungen und Mißerfolge vermögen die Welt an der Notwendigkeit ihres Weges und ihrer Entwicklung doch nicht irre zu machen; sie werden mit männlicher Nüchternheit in Kauf genommen [...]“ (DBW 8, S. 477.). Es ist also ein Charakteristikum der Zeit, dass der Mensch sich selbstverständlich autonom versteht und auch gesellschaftlich auftretende Probleme von diesem Selbstverständnis ausgehend zu lösen versucht. Folgen hat dies freilich auch für den Begriff Gottes: Es scheint ja so zu sein, dass er – zumindest auf den ersten Blick – nicht mehr benötigt wird oder – etwas vorsichtiger gesprochen – ein anderes Gottesbild und damit ein anderes Verständnis Gottes anzustreben ist.

Der gegebene Tatbestand menschlicher Mündigkeit bzw. Autonomie darf, wie Bonhoeffer es gerade von kirchlicher Seite so oft gegeben sieht, nicht als defizitär oder verfehlt verurteilt werden, da alle diese Bestrebungen doch zu kurz greifen und versuchen, „einen zum Mann gewordenen Menschen in seine Pubertätszeit zurückzusetzen, d. h. ihn von lauter Dingen abhängig zu machen, von denen er faktisch nicht mehr abhängig ist“ (DBW 8, S. 478; vgl. auch ebd., S. 503, S. 511.). Oder – anders formuliert: Es wäre ein „Opfer der intellektuellen Redlichkeit [!]“ (DBW 8, S. 533.), dem

Menschen von außen eine Gottesbedürftigkeit nachzuweisen bzw. zuzusprechen. Keinesfalls ist Bonhoeffer so vermessen, die Ambivalenzen der neuzeitlichen Autonomiebestrebungen zu nivellieren oder einfach auszublenden. Im Gegenteil: Er erwähnt sie explizit, aber sie vermögen es dennoch nicht, den Prozess hin zur Mündigkeit bzw. Autonomie aufzuhalten. Der Mensch lebt faktisch mündig bzw. autonom – und deswegen soll er nun auch auf diese Weise leben.

Auf den ersten Blick braucht der Mensch also keinen Bezug zur Transzendenz, um zu einem gelingenden Welt- und Selbstverhältnis zu gelangen. Dies kann ja bereits deshalb nicht sein, weil dem Menschen dann *von außen* eine „*Gottespflicht*“ zugesprochen werden würde, durch die er im klassischen Sinne heteronom bestimmt wäre – genau dies aber andererseits nicht sein kann. Bonhoeffer selbst geht in seinen Ausführungen mit seinen Behauptungen sogar so weit zu behaupten, dass selbst der Tod, obwohl ja gerade dieser dem Menschen fraglos seine Endlichkeit und Begrenztheit radikal vor Augen stellt, nicht mehr als Grenze wahrgenommen bzw. verstanden werde: „[D]as Reden von den menschlichen Grenzen ist mir überhaupt fragwürdig geworden (ist selbst der Tod heute, da die Menschen ihn kaum noch fürchten, und die Sünde, die die Menschen kaum noch als eine begreifen, noch eine echte Grenze?).“ (DBW 8, S. 407; vgl. ebd., S. 477f., S. 503f., S. 511, S. 527.).

Deutlich tritt zutage: Der in der Moderne angekommene Mensch lebt autonom bzw. mündig. Merkmal ist, dass er sich nicht länger heteronom, d.h. von außen bestimmen lässt. Dies hat natürlich enorme Konsequenzen für den Gottesgedanken: Bonhoeffer hat das Vermissen Gottes als einen zentralen Bestandteil seiner Tegeler Theologie verstanden. Weil dann aber eine gläubig-theologische Ausdeutung der Welt lediglich ein Deutungsmuster unter vielen anderen darstellt, können die Prinzipien des menschlichen Zusammenlebens nur (noch) autonom bestimmt werden. Wenn also der Mensch sich und sein Leben ohne Gott versteht, dann muss anders von Gott gesprochen werden. Gott kann nicht „erkenntnistheoretisch“ erkannt werden, er offenbart sich den Menschen (vgl. DBW 8, 405.)!

Den Gedanken der Selbstoffenbarung Gottes rückt er konsequent in das Zentrum seines Denkens: Jesus Christus ist als der „menschgewordene[] Gott [...] das unergründliche Geheimnis der Liebe Gottes zur Welt“ (DBW 6, S. 70.). Exemplarisch wird hier die Überzeugung Bonhoeffers deutlich, dass der christliche Glaube keinen apathischen, der Welt teilnahmslos gegenüberstehenden Gott bekennt. Im Gegenteil: Dieser Gott liebt die Welt, und das so sehr, dass er sich in sie hinein entäußert hat. Bonhoeffer nimmt diese Menschwerdung Gottes in und mit allen Konsequenzen ernst. Für ihn ist sie das Zeichen eines tiefen, zugleich aber intellektuell redlich verantworteten Gottesglaubens. Auf prägnanteste und zugleich doch paradoxe Weise macht er dies in seinen Briefen aus Tegel deutlich: „Und wir können nicht redlich sein, ohne zu erkennen, dass wir in der Welt leben müssen – „etsi deus non daretur“. Und eben dies erkennen wir – vor Gott! Gott selbst zwingt uns zu dieser

Erkenntnis. So führt uns unser Müdigwerden zu einer wahrhaftigeren Erkenntnis unserer Lage vor Gott. Gott gibt uns zu wissen, dass wir leben müssen als solche, die mit dem Leben ohne Gott fertig werden. Der Gott, der mit uns ist, ist der Gott, der uns verlässt (Mk 15,34)! Der Gott, der uns in der Welt leben lässt ohne die Arbeitshypothese Gott, ist der Gott, vor dem wir dauernd stehen. Vor und mit Gott leben wir ohne Gott. Gott lässt sich aus der Welt herausdrängen ans Kreuz, Gott ist ohnmächtig und schwach in der Welt und gerade und nur so ist er bei uns und hilft uns.“ (DBW 8, 533f.).

Was aber bedeutet das konkret für Gott selbst in seinem Wesen? Bonhoeffer geht von einer Veränderlichkeit Gottes aus: Gott lässt sich von der Welt betreffen und ist veränderlich. Er ist „kein zeitloses Fatum [...], sondern wartet und antwortet“ (DBW 8, S. 31.) auf die Gebete des Menschen und dessen in Verantwortung ausgeübte Taten. Gott „läßt“ (DBW 8, S. 534.) sich aus der Welt drängen, d.h. es handelt sich um ein Ereignis in der Geschichte: Gott reagiert auf menschliche Taten, ohne damit seine Souveränität zu verlieren!

Gott hat die Verlassenheit von sich selbst in sich gespürt. Im Kreuz schreit der von Gott Verlassene nach diesem Gott und Gott macht in sich selbst die Erfahrung der tiefen Verlassenheit und Gottlosigkeit der Welt. Eindeutig sind damit zeitliche Implikationen in Gott hineingetragen, die natürlich eminente Auswirkungen auf den Gottesbegriff haben: Gott steht der Welt nicht apathisch gegenüber, sondern ist ihr zugewendet, indem er an ihren Entwicklungen teilnimmt und sich von ihnen betreffen lässt.

Dies kann aber nicht verwundern: Gott hat sich in seiner Offenbarung in Jesus Christus nicht nur selbst offenbart, er lässt sich darüber hinaus als Person auch von Ereignissen in der Geschichte konkret betreffen. Schließlich möchte Gott Beziehung zu den Menschen und zur Welt und nicht einfach eine Lehre kundtun. Gleichwohl kann der Mensch nun natürlich nicht über Gott verfügen. Es sind also theologische Gründe, die Bonhoeffer dazu bringen, konsequent offenbarungstheologisch zu denken. In der Offenbarung erweist sich Gott als der, der er seinem Wesen nach ist. Christus ist dann wirklich der Herr der Welt, Gott als der unbedingt für den Menschen Entschiedene: „[I]m Leben und nicht erst im Sterben, in Gesundheit und Kraft und nicht erst im Leiden, im Handeln und nicht erst in der Sünde will Gott erkannt werden. Der Grund dafür liegt in der Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Er ist die Mitte des Lebens, und ist keineswegs ‚dazu gekommen‘, uns ungelöste Fragen zu beantworten. (DBW 8, S. 455.).

Immer wieder verweist Bonhoeffer auf das Leben Jesu. Jesus hat in seinem Leben erfahren, dass Gott schweigt. Als Jesus am Kreuz hing und nach seinem Gott gerufen hat, hat auch er es schmerzlich erlebt. Jesus stirbt in der Verlassenheit der Gottesferne. Aber, und das ist nun für Bonhoeffer entscheidend, gerade in diesem Schreien Jesu nach seinem Gott macht er deutlich, dass er immer noch auf seinen Gott hofft. Jesus ist in dieser Hoffnung nicht enttäuscht worden: An Ostern ist er

auferweckt worden und hat der Welt so neue Hoffnung gegeben. Eine Hoffnung, die sich durch den Tod hindurch getragen hat. Es ist diese Hoffnung, die Bonhoeffer nicht aufgibt: Er hofft weiterhin auf den Gott Jesu Christi, sodass das, „was die Bibel 'Verheißung' nennt“ (DBW 8, 573.), auch heute noch Bedeutung hat. Der Mensch kann und darf auch heute noch mit einem Gott rechnen, der dieser Welt zugewandt ist und der ihr nicht teilnahmslos gegenübersteht. Bonhoeffer entlässt Gott also auch im Heute nicht aus der Verantwortung für die Welt, die er geschaffen hat. Ganz im Gegenteil ringt er immer wieder neu um die Treue Gottes und sein Versprechen, die Welt nicht im Stich zu lassen.

Bonhoeffer ist davon überzeugt, dass Gott sich der Welt nicht einfach zufällig verschweigt. Der Mensch muss, so ist es seine auch theologisch reflektierte Überzeugung, deswegen „ohne Gott“ leben, weil nur dieser Gott für den Menschen „interessant“ ist: Dieser Gott entspricht dem menschlichen Bedürfnis nach Freiheit. Gott will die menschliche Freiheit nicht übergehen. Er will die Menschen für sich gewinnen, ja, er hofft darauf, dass sich die Menschen für ihn entscheiden. Aber gleichzeitig nimmt er sich eben um der Freiheit des Menschen willen zurück und greift nicht aktiv in den Lauf der Geschichte ein, weil er nur so der menschlichen Sehnsucht nach Freiheit entsprechen kann. Das ist es, was die Christen bis zum heutigen Tag an Weihnachten alljährlich feiern: Gott wird Mensch, damit er als Mensch den Menschen suchen kann, damit er als Mensch um den Menschen werben kann.

Das aber bedeutet auch: Man kann sich Gott nicht nähern, indem man die oftmals brutale Realität der Welt einfach von ihm fernhält. „Es geht also darum, *an der Wirklichkeit Gottes und der Welt in Jesus Christus heute teilzuhaben* und das so, daß ich die Wirklichkeit Gottes nie ohne die Wirklichkeit der Welt und die Wirklichkeit der Welt nie ohne die Wirklichkeit Gottes erfahren.“ (DBW 6, 40f.) Glaube, das macht Bonhoeffer immer wieder deutlich, ist „etwas Ganzes, ein Lebensakt“ (DBW 8, 537.) Gerade deshalb aber ist er davon überzeugt, dass die „mündige Welt“ sehr wohl „Gott-loser“, aber gerade „darum vielleicht Gott-näher als die unmündige Welt“ (DBW 8, 537.) sei. Christlich zu glauben, das bedeutet für Bonhoeffer mit aller Konsequenz in dieser Welt zu glauben. Dies bedeutet mündig und „erwachsen“ zu glauben. In letzter Konsequenz aber heißt dies für den Menschen: Er rechnet nicht (mehr) mit einem Gott, der den Menschen davon entlastet, selbst Entscheidungen zu treffen und das Heft des Handelns in die eigene Hand zu nehmen: „Wer sich durch nichts, was geschieht, die Mitverantwortung für den Gang der Geschichte abnehmen läßt, weil er sie sich von Gott auferlegt weiß, der wird jenseits von unfruchtbarer Kritik und von ebenso unfruchtbarem Opportunismus ein fruchtbares Verhältnis zu den geschichtlichen Ereignissen finden.“ Darum aber ist die „letzte verantwortliche Frage [...] nicht, wie ich mich heroisch aus der Affäre ziehe, sondern [wie] eine kommende Generation weiterleben soll.“ (DBW 8, 25.).

Was aber ist damit erreicht? Zunächst einmal ist hier die Überzeugung zu erwähnen, dass der Gott,

der die Erde in all ihrer liebens- und lebenswerten Schönheit geschaffen hat, sich auch dafür in Anspruch nehmen lassen muss, die Möglichkeit für Gewalt und Verderben auf der Erde eröffnet zu haben. Deswegen aber kann sich der Glaube an Gott nicht vom Zweifel befreien: Es ist aber gerade dieser Zweifel, der den Glauben lebendig hält und den Menschen davor bewahrt mit Gott „fertig“ zu werden.

In diesem Zweifel bleibt Bonhoeffer davon überzeugt: Gott ist für den gläubigen Christen derjenige, der die Welt aus dem Nichts in das Dasein gerufen hat – und der in dieser Welt mit ihrem Kreislauf von Leben und Sterben die Möglichkeit von Freiheit eröffnet hat. Deswegen ist der Mensch dazu aufgerufen, „wirklich in der gottlosen Welt [zu] leben“ (DBW 8, 535.). „Christsein“ ist für Bonhoeffer deswegen ganz schlicht „Menschsein“ (DBW 8, 535.): Das Leben und die Botschaft Jesu sind für den Menschen die Ermutigung, das Leben in allen Facetten zu leben – in seiner ganzen Schönheit, aber eben ohne die Ambivalenzen zu verdecken, die sich in jedem Leben finden. „Gläubiges Menschsein“ bedeutet, sein Leben auf die Verheißung Gottes zu bauen, dass er in seiner Güte für das Leben sorgen wird. Der Mensch vertraut so zugleich auf das Versprechen Gottes, am Ende ein noch größeres Versprechen zu haben: So wie auch Jesus seinen Tod in die Ungewissheit und Gottverlassenheit hinein gestorben ist, so darf auch der Mensch auf diesen Gott vertrauen. Denn ob Gott sein Versprechen einlösen würde, das konnte auch Jesus nicht wissen.

Es sind dies Reflexionen, die Dietrich Bonhoeffer, so ist es bereits erwähnt worden, nicht einfach abstrakt vollzogen hat. Er ist mit seinem Leben für sie eingestanden. Die letzten, von ihm überlieferten Worte lauten: „Das ist das Ende – für mich der Beginn des Lebens.“ Wie tief diese Gedanken das Denken und Leben Bonhoeffers durchzogen und geprägt haben, dürfte wohl in der letzten Strophe des Gedichts „Stationen auf dem Weg zur Freiheit“ deutlich werden: „Tod, leg nieder beschwerliche Ketten und Mauern / unsres vergänglichen Leibes und unserer verblendeten Seele, / daß wir endlich erblicken, was hier uns zu sehen mißgönnt ist. / Freiheit, dich suchten wir lange in Zucht und in Tat und in Leiden. / Sterbend erkennen wir nun im Angesicht Gottes dich selbst.“ (DBW 8, 571f.).

Die bleibende Faszination und Stärke der Theologie Bonhoeffers ist sein Anspruch, den Gottesglauben als einen wirklichen Lebensakt zu begreifen: Der Glaube an den christlichen Gott kann und darf sich nicht allein darauf reduzieren, in den dunklen Stunden des Lebens in Anspruch genommen zu werden. Für Bonhoeffer ist es deswegen entschieden, dass der Mensch dazu aufgerufen ist, mit allen Kräften und unter Einsatz der Vernunft die Forschung voranzutreiben. Dieser Auftrag ist dem Menschen von Gott gegeben. Voller Sehnsucht streckt sich der Mensch in seinem Leben nach einem Gott aus, der das zu vollenden vermag, was der Mensch, trotz all seiner Stärke, nicht allein zu erreichen vermag. Die Klage darüber, dass sich Gott so oft angesichts des Leids der Welt ausschweigt, wird darüber nicht verstummen. Sie ist vielmehr ein wesentlicher Bestandteil eines christlichen Le-

bens, das sich eben nicht in einer banalen religiösen Gemütlichkeit einrichtet, sondern dass – ganz im Gegenteil – immer wieder neu mit Gott ringt und darum bittet und hofft, dass einst alle Menschen diesem Gott in ihrem Leben Vertrauen schenken mögen.

Bonhoeffer selbst hat dies in seinem Leben leidvoll und zugleich vertrauend immer wieder neu erfahren dürfen und können. So erklärt er in einem Brief an E. Bethge, geschrieben einen Tag nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944, dass er die „tiefe Diesseitigkeit, die voller Zucht ist, und in der die Erkenntnis des Todes und der Auferstehung immer gegenwärtig“ ist (DBW 8, 541.), in seinem Leben selbst immer mehr und besser kennengelernt habe. Hier holt er in schlichten und zugleich tiefen Formulierungen das in sein Leben ein, was er in seinem theologischen Ringen zuvor bedacht hat.

Vieles wäre noch zu nennen, was Dietrich Bonhoeffer auszeichnet. Da ist z.B. seine entschiedene Forderung nach einer Erneuerung der Kirche, angesichts des Versagens „seiner“ Kirche im Dritten Reich: „Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Darum müssen die früheren Worte kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen.“ (DBW 8, S. 435.). Das klingt auf den ersten Blick fromm und fordert doch zur Entwicklung einer ganz anderen, neuen Ekklesiologie heraus, die sich nicht hinter „heiligen Mauern“ verstecken darf. Gerade angesichts der aktuellen Pandemie mögen diese Worte noch einmal ganz anders klingen. Ob Dietrich Bonhoeffer die Frage nach der Einzelzelebration in den Fokus gerückt hätte, scheint zumindest fraglich.

Die Symbiose von persönlichem Gottesglauben und theologischem Ringen ist bei Dietrich Bonhoeffer bis heute faszinierend. Er war – es sei noch einmal herausgestellt – ohne Frage ein ganz Großer seiner Zunft. Und es bleibt nur zu hoffen, dass seine Theologie und die aus ihr zu ziehenden Konsequenzen für eine Rede von Gott ihren Widerhall finden mögen.

Literatur

Bonhoeffer, Dietrich: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft [= DBW 8], hg. von Chr. Gremmels, E. Bethge und R. Bethge in Zusammenarbeit mit I. Tödt. Gütersloh 1998.

Bonhoeffer, Dietrich: Ethik [= DBW 6], hg. von I. Tödt, H. E. Tödt, E. Feil und C. Green. Gütersloh, 2. überarbeitete Auflage 1998.

Schulte, Tobias: Ohne Gott mit Gott. Glaubenshermeneutik mit Dietrich Bonhoeffer (= ratio fidei; 52). Regensburg 2014.